

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1930)
Heft: 4

Artikel: Natürliche Grundlagen der französischen Kultur
Autor: Curtius, Ernst Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Natürliche Grundlagen der französischen Kultur¹⁾

von Ernst Robert Curtius

Die französische Zivilisationsidee ist eng verknüpft mit dem Verhältnis der Franzosen zur französischen Erde. Man hat von ihr gesagt, sie sei ein Produkt des Bodens wie der Wein. Sie weist zurück auf die Urbarmachung und Bebauung der Erde, auf die Humanisierung der Natur. Aus dieser Wurzel nährt sich aber auch das Gefühl des Franzosen für sein Land. Das französische Nationalgefühl ist von Anfang an gekennzeichnet durch die Liebe zum heimischen Boden. Es ist die Anhänglichkeit eines seßhaften Volkes an seine Erde. Wohl haben die Kelten im 5., 4. und 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung ihre Eroberungszüge durch fast ganz Europa und bis nach Kleinasien hin ausgedehnt, aber von diesen Wanderungen haben die Gallier keine Kunde bewahrt. In dem geistigen Erbe, das die Franzosen von ihren gallischen Vorfahren überkommen haben, finden wir keine Erinnerung an jene Frühzeit; nichts, was den Heldensagen der germanischen Völkerwanderung vergleichbar wäre. Die Seele Frankreichs weiß nichts von Wandertrieb und Fernsehnsucht. Sie ist gebunden an den alterererbten Boden und sie ist ihm verbunden in bäuerlichem Schollenbewußtsein. Der Franzose liebt in seinem Lande die nährende, bebaute Erde. « Cybele hat mehr Anbeter in Frankreich als Christus », sagt uns ein moderner katholischer Dichter, François Mauriac. Die Erdreligion ist die uralte französische Bauernreligion. Das Naturgefühl der Franzosen ist mehr Erdfrömmigkeit des Landarbeiters und Gärtners als Drang zu den elementaren Kräften, die der germanische Mensch in der Natur sucht. « Der Mensch sozialisiert die Natur, » sagt Comte. Das ist französisch gedacht. Der Franzose will der Natur Herr werden und ihre zerstörende Macht bändigen. Er liebt das Begrenzte, Abgeteilte, Geordnete der Felder, der Obstpflanzungen, der Haine. Aber er will sich nicht in die Unendlichkeit der Natur verlieren – sei es im Waldweben, sei es im Wogen der See.

Der bebaute Boden seines Landes ist dem Franzosen heilig. Er empfindet es als Entweihung, wenn der Feind diesen Boden betritt. Der erbitterte Haß Frankreichs gegen den deutschen Eindringling in den großen Kriegen wurzelte nicht zum mindesten in diesem Gefühl, das

¹⁾ Aus einem demnächst erscheinenden Buch von E. R. Curtius *Einführung in die französische Kultur*. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

einer ursprünglicheren Schicht der französischen Seele angehört als das Staatsbewußtsein.

Wenn zur défense du sol, zur Verteidigung des Bodens aufgerufen wird, ist Frankreich bei seinem tiefsten Instinkt gepackt. Das ermöglichte Gambetta im September 1870 das Massenaufgebot und den zähen Widerstand. Als Deutschland 1873 seine Besatzungstruppen aus Frankreich zurückzog, wurde der Präsident Thiers von den Franzosen als «Befreier des Territoriums» gefeiert – eine Ehrung, die für das französische Empfinden sehr charakteristisch ist. «Die Nation ist ein Territorium,» so hat später Maurice Barrès gesagt, und er hat den Versuch gemacht, seine nationalistische Ideologie auf den Kultus der französischen Erde zu gründen.

Diese enge Verbindung von Bodengefühl und Vaterlandsliebe hat zu allen Zeiten das französische Nationalbewußtsein bestimmt. Schon der Dichter des Rolandliedes zu Beginn des 12. Jahrhunderts preist seine Heimat mit den Worten: «Du Boden Frankreichs bist ein gar süßes Land.» Seit dem Mittelalter heißt Frankreich seinen Bewohnern das «süße» Land, das «schöne» Land, das «schönste Königreich unter dem Himmel». So ist für den Franzosen der Volksboden seiner Nation nicht nur die geheiligte Erde der Ahnen und die mütterliche Nährerin, sondern auch ein privilegierter Ausschnitt der Erdoberfläche, ein auserwähltes Land der Schönheit, Milde und Fruchtbarkeit.

Das Unterrichtssystem der dritten Republik verwertet dieses Gefühl. Dem Volksschüler wird als erstes die Schönheit seines Landes eingeprägt. Auf dem Einband seines Geschichtsbuches sieht er einen Frucht- und Blumenkranz mit der Beischrift: «Kind, du siehst auf der Decke dieses Buches die Blumen und Früchte Frankreichs. In diesem Buche wirst du die Geschichte Frankreichs lernen. Du sollst Frankreich lieben, weil die Natur es schön und weil die Geschichte es groß gemacht hat.»

Die Schulgeographie wendet sich an das ästhetische Empfinden. Der Schüler erfährt aus den Erläuterungen seines Atlas, daß der Umriß Frankreichs sich in ein Sechseck einzeichnen läßt, welches durch den Meridian von Paris in zwei gleiche Hälften geteilt ist. Sein Vaterland hat ein harmonische, fast geometrisch regelmäßige Gestalt. Die Natur hat es ausgezeichnet durch eine gefällige Form und durch bevorzugte Lage. Es ist gleich weit vom Nordpol und vom Äquator entfernt. In seiner Bodengestaltung herrschen mittlere Höhenzüge vor: die verschiedenen «Regionen» sind nirgends durch Hindernisse getrennt und bilden eine gegliederte Einheit. Es ist der Garten der Welt. Es umfaßt alle

Schönheiten der Erde: die Orangenhaine und Zypressenpflanzungen der Mittelmeerküste, die Heide- und Felsküsten des Nordens, die Eisgipfel der Alpen, die Tannenwälder der Vogesen, die Vulkane der Auvergne, endlich die königliche Anmut von Paris. Frankreich kennen – so lernt der französische Knabe – heißt die Schönheit kennen.

Die Auffassung, daß Frankreich schon durch seine geographische Bildung von der Natur bevorzugt sei, geht bis auf das Altertum zurück. Schon der Geograph Strabon bewunderte in einer berühmten Stelle seiner Weltbeschreibung das « Verhältnis des Landes zu den Flüssen und zum Meere », « die Leichtigkeit im gemeinschaftlichen Verkehr mit den Lebensbedürfnissen und die daraus entspringenden gegenseitigen Vorteile ». Er meinte, in der Gestaltung des Landes ein « Werk der Vorsehung » und die Wirkung eines « vernünftigen Waltens » erkennen zu dürfen. Die moderne französische Wissenschaft hat den Beziehungen von Geographie und Geschichte besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Die unmittelbare Anregung dazu kam von dem großen Historiker Michelet. Er formulierte programmatisch: « L'histoire est d'abord toute géographie. » Den zweiten Band seiner französischen Geschichte (1833) leitet er mit einem genial entworfenen « Tableau de la France » ein, einer geistvollen und anschauungsgesättigten geographisch-psychologischen Schilderung Frankreichs. Nach Michelets Vorgang haben die neueren Gesamtdarstellungen der französischen Geschichte eine ausführliche geographische Einleitung aufgenommen. Die Auffassung der modernen französischen Geographen, deren Schöpfer Vidal de la Blache ist, weicht aber nun in einem entscheidenden Punkte von den älteren Anschauungen ab. Frankreich wird nicht mehr als eine gleichsam von der Vorsehung geschaffene geographische Harmonie betrachtet. Zwar spricht man auch heute noch von der « Eleganz der Bodengestaltung und der Stromlinien » (Brunhes), aber man betont, daß Frankreich keine von der Natur abgegrenzte geophysische Einheit ist. Die Gegenden, die politisch im französischen Staat zusammengefaßt sind, bilden ursprünglich weder geologisch noch klimatisch, noch in Hinsicht auf Flora, Fauna, Bevölkerung ein homogenes Ganzes. In allen diesen Beziehungen gehört Frankreich teils zum Mittelmeerbecken, teils zu Zentraleuropa, teils zu dem ozeanumspülten Westeuropa. Es ist nicht so, daß der geographische Charakter Frankreichs sich gleichsam von innen her, von einem französischen Ausstrahlungszentrum aus begreifen ließe. Die Hand des Menschen hat die Natur gemodelt. Sie schafft, wie ein moderner Forscher es ausdrückt, aus einem Stück Erdoberfläche eine geo-

graphische Persönlichkeit. Frankreich ist heute eine solche « geographische Persönlichkeit », aber diese Persönlichkeit ist ein Ergebnis der Geschichte. Die Beziehungen zwischen Mensch und Erde sind in Frankreich älter und beständiger als anderswo. Die Siedlungen sind in hohem Maße fixiert. Seit unvordenklichen Zeiten werden dieselben Orte bewohnt.

Die moderne geographische Forschung der Franzosen hat den Begriff der « Menschengeographie », der « géographie humaine », geschaffen. Sie hat dabei zugestandenermaßen Anregungen von der Anthropogeographie Ratzels empfangen, aber die französische und die deutsche Auffassung von der Wechselwirkung zwischen Mensch und Erde weisen doch eine charakteristische Verschiedenheit auf. Die deutsche Anthropogeographie neigt dazu, Geschichte und Kultur aus den geographischen Bedingungen, d. h. den Menschen aus der Natur zu erklären. Die französische « géographie humaine » dagegen sucht umgekehrt in der Gestaltung des Landes die bewußte Einwirkung des Menschen zu erkennen. Sie stellt dem Determinismus Ratzels den « Possibilismus » entgegen. Die geographischen Gegebenheiten wirken nicht als Naturzwang, sondern als eine Fülle von Möglichkeiten, zwischen denen der geschichteschaffende Mensch wählt. Hier zeigt sich die Tendenz des französischen Geistes, die freie menschliche Aktivität gegenüber den Mächten der Natur und des Schicksals zu betonen. Während für Michelet die Geschichte sich auf der Geographie aufbaut, ist die « géographie humaine » von heute eine geschichtliche Disziplin, eine « erneuerte Geschichte ».

Frankreichs Lebensformen und Volkscharakter sind durch die geographische Eigenart des Landes in hohem Grade bestimmt worden. Es vereinigt in sich den Norden und den Süden. In der « côte d'azur » besitzt Frankreich eine eigene Riviera. Nordischer Traum der Bretagne und Sonnenglück südlicher Strände sind in *einem* landschaftlichen und staatlichen Territorium vereinigt. Der Nordländer kann in Frankreich seine Mittelmeersehnsucht erfüllen, und der Südländer kann dort die gedämpften Farb- und Seelenstimmungen des Nordens kennen lernen. Darum kann sich Frankreich als das Land der Vermittlung, der Mitte, des Ausgleichs empfinden. Es ist der Ort, wo sich die Gegensätze zur Harmonie, zum Maß, zum Gleichgewicht ausschwingen. Der typisch französische Geschmack empfindet die laute Exaltation des Südens und die formlose Wucht des Nordens als Extreme, die ihm beide gleich ungemäß sind.

Man sieht: das geographische Gebiet des französischen Staates wird

schon als bloßer Boden und Lebensraum von den Franzosen mit vielen Ideologien umwoben. Es gibt eine populäre Mystik des französischen Territoriums. Daß man sein Land als das schönste und liebste empfindet, ist natürlicher Ausdruck der Heimatliebe. Wenn man aber in seiner Bodengestaltung und Bewässerung geometrische Regelmäßigkeit oder ästhetische Eleganz oder providentielle Fügung findet, so sind das Ideologien. Sie werden in Frankreich nicht immer als solche empfunden. Je naiver sie aufgenommen werden, um so kräftiger nähren sie den Patriotismus und das Bewußtsein, einer auserwählten Nation anzugehören. Eine Ideologie ist natürlich auch der Begriff des « mittleren Landes ». Jede Telegraphenstange ist die mittlere zwischen zwei benachbarten, und so ist auch jedes Land das mittlere zwischen seinen Nachbargebieten. Das Randland Spanien wird als Mitte und Vermittlung zwischen Europa und Afrika aufgefaßt. Der Begriff des « mittleren » Landes im Sinne des harmonischen, bevorzugten, von den Göttern und Menschen geliebten Landes ist, wie so viele andere Bestandteile des französischen Bewußtseins, antiker Herkunft. Daß das Mittlere zwischen zwei Extremen überall das Gute sei, dies ist ja ein Gedanke, der in der antiken Philosophie immer wiederholt wird. Schon das Altertum hat ihn auch auf die Geographie übertragen. Den römischen Autoren galt Italien als das mittlere, glückliche Land.¹⁾ Die Franzosen haben dann dieses Vorrecht für ihr Land in Anspruch genommen. Ganz antik gedacht und gesagt ist Ronsards Lob:

... sans voguer ailleurs, toutes commodités
Se produisent ici, blés, vins, forêts et prés:
Aussi le trop de chaud n'offense nos contrées,
Ni le trop de froideur, ni le vent ruineux,
Ni le trac écaillé des dragons venimeux,
Ni rochers infertils, ni sablons inutiles.

Der Begriff der Mitte hat für die Franzosen eine andere Bedeutung als für uns; wenn wir Deutschen uns als mittleres Volk Europas empfinden, so meinen wir damit das Mittlere zwischen zwei Gegensätzen und damit die Allbezogenheit und Allvermittlung; die Mitte ist also für uns eine metaphysische Kategorie. Für Frankreich bedeutet sie – ganz antik – etwas Ästhetisch-Sittliches: das Maß (mesure). Die Ideologie vom mittleren Lande wird in Frankreich vom Physischen und Klimatischen bis ins Geistige und Politische hinein abgewandelt. « La grandeur de la France, » sagte Renan, « est de renfermer des pôles opposés. »

Die geschichtlich wirksamste von allen geographischen Ideologien

¹⁾ Vergil *Georgica* 2, 135 ff.

Frankreichs ist die von seinen «natürlichen Grenzen» und den daraus folgenden Rechtsansprüchen gewesen. Auch sie geht bis auf die Antike zurück. Cäsar sagt: «Germani trans Rhenum incolunt» und setzt so den Rhein als Galliens Grenze. Das entsprach übrigens schon damals dem Stande der Dinge nicht genau, denn wir wissen, daß der Rhein von oberhalb Straßburg bis zur Mündung – vielleicht kurze Strecken ausgenommen – schon in germanischen Händen war, als Cäsar nach Gallien kam. Aber gleichviel, man konnte sich auf die berühmte Cäsar-Stelle berufen und den Rhein als Grenze Galliens und zugleich des römischen Imperiums ansehen. Gelehrte Antiquare – besonders gerne die Keltoomanen – haben diese Anschauung immer wieder aufgewärmt. Sie ist später zu einer wirksamen Stütze französischer Expansionspolitik geworden. Daß aber die Parole von den «natürlichen Grenzen Frankreichs» die Massen erhitzte und von der Volksgesamtheit begriffen werden konnte, auch ohne Kenntnis von Cäsar oder Richelieu, – das erklärt sich aus der Macht, die geographische und naturrechtliche Ideologien überhaupt über den französischen Geist besitzen. Er verlangt ein festumrissenes, sich wie eine geometrische Figur einprägendes Bild von Frankreich: der Blick auf die Landkarte ist zugleich ein Einblick in Frankreichs Bestimmung und Privilegien.

Die moderne französische Geographie beginnt, den Begriff der Grenze einer Kritik zu unterziehen. Die Vorstellung, daß Flüsse natürliche Grenzen sind, hat in Frankreich die Geister seit Jahrhunderten beherrscht. Heute wird sie revidiert. «Limite, les fleuves?» – so erklärt Lucien Febvre¹⁾ in einer Darlegung, die ich ihrer politischen Tragweite halber wörtlich anführe – «mais dans la phrase fameuse de César sur le Rhin qui divise la Gaule de la Germanie, qui fera la part de la vérité, psychologique ou politique? La question du Rhin est bien trop grosse et trop ardue pour que nous fassions autre chose que rappeler son existence; il faudrait, pour l'exposer, tout un volume; mais combien de formations de ‚vals‘, dans l'histoire, à cheval sur les deux rives d'un fleuve ou d'une rivière; combien de sociétés fluviales ayant leur vie propre et leur caractère particulier, alimentées par le fleuve, tirant de lui leur subsistance et leur raison d'être?.... La notion de frontière linéaire est attaqué et cède.... La notion de cadre prédestiné disparaît. Il n'y a plus rien de ‚donné tout fait‘ à l'homme par la nature, d'imposé à la politique par la géographie.» Solche Sätze zeigen, wie die Wissenschaft durch verfeinerte Analysen die Grundlage der populären geogra-

¹⁾ *La Terre et l'Evolution humaine* (1922).

phisch-politischen Ideologien unterhöhlt. Im allgemeinen Bewußtsein freilich sind sie noch ganz lebendig.

Aus diesen geographischen Verhältnissen und Ideologien ergibt sich aber auch jenes Gefühl des Sichselbstgenügens, jenes Bewußtsein der Autarkie, das für den französischen Charakter so bezeichnend ist. In der Geschichte der deutschen Seele, in unserer Kunst und unserer Dichtung, taucht immer wieder die Sehnsucht nach dem Süden auf. Wir empfinden das Bedürfnis, uns zu ergänzen durch dieses lockende Andere, sei es in Italienfahrten oder in dem Ringen um griechische Vollendung. Im Gesamtbild der französischen Kultur treten diese Züge zwar auch hervor, aber sie spielen doch eine weit untergeordnetere Rolle. Es ist eine typisch französische Empfindungsweise, die sich durch die Jahrhunderte verfolgen läßt, daß der Zauber Italiens und Griechenlands zwar gewürdigt wird, aber zuletzt doch der stärkeren Anziehungskraft heimischer Erde weicht. Der französische Geist hat nicht das Bedürfnis, über seine Grenzen hinauszuschweifen. Er empfindet Frankreich als eine Abbreviatur der Welt, als einen vollständigen Mikrokosmos. Der Franzose sitzt in der Mitte der Welt und bleibt dort. Die schönsten und großartigsten Eindrücke der Fremde wiegen ihm nicht die harmonische Schönheit seiner Heimat, die Milde ihrer Atmosphäre auf. Er ist kein großer Reisender. Auf der Höhe der Renaissance hat Joachim du Bellay gedichtet:

Heureux qui, comme Ulysse, a fait un beau voyage,
Ou comme celui-là qui conquit la toison
Et puis est retourné, plein d'usage et raison
Vivre entre ses parents le reste de son âge!
Quand reverrai-je, hélas, de mon petit village
Fumer la cheminée; et en quelle saison
Reverrai-je le clos de ma pauvre maison
Qui m'est une province, et beaucoup davantage?

Ronsard meint, nur Fische, Vögel und Waldtiere seien darauf angewiesen, ständig den Ort zu wechseln,

Mais l'homme bien rassis en sa terre demeure,
und Rivarol sagte: « Le Français, visité par toutes les nations, peut se croire dispensé de voyager chez elles comme d'apprendre leurs langues, puisqu'il retrouve partout la sienne.... Quand on compare un peuple du Midi à un peuple du Nord, on n'a que des extrêmes à rapprocher; mais la France, sous un ciel tempéré, changeante dans ses manières et ne pouvant se fixer elle-même, parvient pourtant à fixer tous les goûts ». Dieser Zug des französischen Charakters birgt die Gefahr eines Sichabschließens in sich. Manchmal kann einem Frankreich als ein

provinzielles Sonderdasein im Gesamtleben Europas und der Welt erscheinen. Auch Franzosen empfinden das gelegentlich. Paul Morand, eine der interessantesten Figuren der französischen Nachkriegsliteratur, der als erster die Vision unserer von Krisen geschüttelten, alte und neue Kontinente und Kulturen vermischtenden Welt künstlerisch umrissen hat, schreibt: « Die anderen Länder sind nur Stücke eines Kontinents, der Welt; Frankreich ist ein geschlossenes Gefäß, eine vollständige Nahrung, für das Europa sich interessiert, das sich aber nicht für Europa interessiert. » Und an anderer Stelle: « Die Reise um die Welt ist keine französische Übung; dreizehn Erdumsegelungen waren von den großen europäischen Nationen schon durchgeführt, als noch kein Franzose dieses Wagnis unternommen hatte. Man muß das Jahr 1714 abwarten, damit ein Schmuggler, La Barbinais le gentil genannt, von dem echt nationalen Bedürfnis getrieben, den Fiskus zu betrügen, das Abenteuer wagt. Er machte die Reise um die Erde mit Widerwillen. Seine Fregatte hieß *La Boudeuse* (Die Verdrossene). »

Auch die Weltkrise der Gegenwart hat den Gesichtskreis des Franzosen nicht nennenswert erweitert. « Wenn auch der Durchschnittsfranzose sich für allgemeine Ideen begeistert, » schrieb Henri Bidou 1926, « so lebt er doch in Wirklichkeit in einem ganz kleinen Kreise. Er kennt die Tatsachen seiner Stadt gut, die seines Landes schlecht. Von den Ereignissen, die sich jenseits der Grenzen abspielen, hat er nur dürftige und verfälschte Vorstellungen. Die Kriegszeit hat den Journalisten die Gewohnheit hinterlassen, die Welt nach ihrem Verhältnis zu Frankreich zu betrachten, und wenn in China eine Revolution ausbricht, fragt man sich, welches die franzosenfreundliche Partei ist. Der Franzose stellt sich die Welt wie einen großen unbestimmten Kreis vor, in dessen Mitte Paris liegt – etwa wie die Alten sich ein kristallenes Firmament dachten, welches der Erde als Überwölbung diente. »

Französische Studenten an deutschen Universitäten wundern sich manchmal, daß die Leute in Deutschland « soviel spazieren gehen ». Und zwecklos gehen die Deutschen spazieren! In Frankreich unternimmt man Ausflüge, um etwas zu « besichtigen », aber es ist nicht üblich, ziellos zu wandern. Das Nomadentum widersteht dem französischen Charakter. Diese psychologischen Unterschiede reichen bis in die Denkformen hinein. Es liegt viel Wahrheit in der Bemerkung von Léon Daudet: « L'intelligence du Français instruit est celle d'un sédentaire qui cherche, par l'acuité de sa vision, à augmenter l'étendue de ses connaissances. L'intelligence d'un Allemand de même niveau

est celle d'un nomade qui cherche à obtenir le même résultat par des déplacements brusques de points de vue. »

Ein Gegengewicht zur Seßhaftigkeit des Franzosen liegt nun allerdings in der Anziehung, die Paris ausübt. In Italien streiten sich Mailand und Rom um den Vorrang, und neben ihnen führen Turin, Florenz, Venedig, Neapel ein stark ausgeprägtes Sonderdasein. In England sind Oxford und Cambridge, nicht London, der Sitz der nationalen Geistestradition. Bei uns ist die Dezentralisation noch größer. Wer nur Berlin kennt, weiß sehr wenig von Deutschland. Aber wer Paris kennt, weiß das Wichtigste von Frankreich. Paris und die Provinz – das sind die beiden Pole im nationalen Leben Frankreichs. Groß-Paris umfaßt heute mit mehr als vier Millionen Einwohnern über ein Zehntel der Gesamtbevölkerung. Der Prozeß der Großstadtbildung im 19. Jahrhundert ist in Frankreich wesentlich Paris zugute gekommen. Nach einer Statistik aus dem Jahre 1921 gab es in Frankreich nur sechzehn Großstädte (über 100 000 Einwohner) gegen dreiundvierzig in England und siebenundvierzig in Deutschland, und von diesen sechzehn zählen außer Paris nur zwei (Marseille und Lyon) über 500 000, und nur zwei andere (Lille und Bordeaux) über 200 000 Einwohner.

« Die Provinz » ist der Sammelname für alles, was nicht Paris ist. Auch Nachrichten aus Bordeaux, Marseille, Lyon erscheinen in der Pariser Presse unter der Rubrik « Provinz ». Paris, Provinz, Ausland bilden für den Franzosen die drei konzentrischen Zonen des Planeten.

« La province » hat schon im 17. Jahrhundert die kollektive Bedeutung. In einer von La Fontaines Fabeln fragt ein Dichter seinen Mitbruder in Apoll:

Dois-je dans la province établir mon séjour,
Prendre emploi dans l'armée ou bien charge à la cour?

Die Verwendung des Wortes « Provinz » in diesem allgemeinen Sinne (oft mit dem Beiklang des Zurückgebliebenen, Altmodischen) ist ein Niederschlag alter und verwickelter geschichtlicher Verhältnisse...

Der Gegensatz zwischen Paris und der Provinz hat in der neueren französischen Geschichte eine große Rolle gespielt. Die « Commune de Paris » ist in der Revolution das immer weiter nach links und zum Terror treibende Element gewesen und hat die Versammlungen, welche die Gesamtheit der Nation repräsentierten und zur Mäßigung neigten, durch Aufpeitschung des Großstadtpöbels vergewaltigt. Die Pariser Jakobiner haben die Gironde durch die Anklage des « Föderalismus » und des Attentats auf die « eine, unteilbare » Republik unterhöhlt.

Dieser Gegensatz zwischen den Parisern und den « Départementaux » ist auch in den Revolutionen des 19. Jahrhunderts immer wieder ausgebrochen. Nicht in der Kammer, sondern im Hôtel de Ville wurde am 4. September 1870 die Republik ausgerufen. Es war die zwingende Tradition der großen Revolution, die damals den Lauf der Dinge bestimmte. Nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs wollte die Nation, deren Wortführer Thiers war, den sofortigen Friedensschluß. Aber Paris forderte und erzwang den Widerstand, der so verhängnisvoll werden sollte. Es war, wie Marschall Foch gesagt hat, der Fehler Gambettas, daß er zwar nationale Armeen aufstellte, aber nicht einen nationalen Krieg zu führen, nicht sich von der Auffassung freizumachen wußte, daß das Schicksal der Nation an das der Hauptstadt gebunden sei. Als dann der Friede geschlossen werden mußte, machte das enttäuschte und erbitterte Paris daraus den « Landbewohnern » (ruraux), den « Feinden der Republik », den Männern von Versailles, den schwersten Vorwurf, und der Konflikt entlud sich in dem blutigen Bürgerkrieg zwischen der « Commune de Paris » und dem Lande.

Die Vorherrschaft von Paris war durch die Verwaltungszentralisation der Revolution und Napoleons I. festgefügt worden. Aber immer wieder ist dagegen der Ruf nach Dezentralisation erhoben worden: bald von katholisch-konservativen Soziologen, bald von individualistischen Revolutionären, bald von Verwaltungsspezialisten, bald von romantisierenden Nationalisten. Alle diejenigen, welche die geschichtlichen Traditionen Frankreichs gegen den abstrakten Rationalismus der republikanischen Staatsmaschine stärken und die Nation aus diesen Kraftquellen erneuern wollten, haben den Regionalismus in irgendeiner Form verfochten. Den größten Einfluß hat in diesem Sinne wohl Maurice Barrès (*Les Déracinés*, 1897) ausgeübt. Er sprach für Lothringen, aber er fand Widerhall in der Provence, deren Volkstum und Sprache in Mistral einen ehrwürdigen Sänger und Erneuerer gefunden hatte; in der Bretagne mit ihrer alten starren Sonderart; bald in allen Landesteilen. Eine regionalistische Renaissance begann zu Anfang des 20. Jahrhunderts und organisierte sich in Vereinigungen, die gesetzliche Reformen erstrebten und seit dem Abschluß des Weltkrieges ihre Tätigkeit mit verstärkter Intensität wieder aufgenommen haben. Der Eintritt Elsaß-Lothringens in die französische Republik hat diese Bestrebungen verstärkt.

In einem französischen Schulbuch der Nachkriegszeit findet man den Satz: « La France est un Etat fortement centralisé, en voie de décentra-

lisation ». Diese Dezentralisationsbestrebungen sind noch zu jung und zu unbestimmt, um die Physiognomie Frankreichs wesentlich verändert zu haben. Sie werden wahrscheinlich manche guten Früchte bringen. Schon jetzt zeigt sich an vielen Orten der Provinz eine neue Belebung der bodenständigen Energien, die sich technisch, wirtschaftlich, aber auch intellektuell und künstlerisch auswirkt. Die Zunahme des Autoverkehrs, dem das ausgezeichnete ausgebauten Straßennetz Frankreichs zugute kommt, hat auch die abgelegenen Gebiete dem Verkehr erschlossen (1913 gab es in Frankreich 100 000 Kraftwagen, 1925 waren es 720 000). Manches uralte Städtchen, das seit Beginn der Eisenbahnära von der Verbindung mit der Welt abgeschnürt schien, sieht sich wieder einbezogen in die moderne Lebenssphäre. Stätten produktiver geistiger Arbeit und geistigen Austausches, wie die « Entretiens d'Eté » von Pontigny oder die Schauspielschule von Jacques Copeau öffnen sich im idyllischen Rahmen einer Provinzlandschaft. Ein gesunder und schaffensfreudiger Traditionalismus regt sich in Provinzuniversitäten oder in jungen Zeitschriften, die fern von Paris erscheinen. Auch die Provinz presse, die man außerhalb Frankreichs so gut wie gar nicht kennt, die man auch in Paris kaum liest, und die doch im Lande, vor allem innerpolitisch, einen außerordentlich großen Einfluß ausübt, wird in ihrer Wichtigkeit erhöht beachtet. Aber gerade an diesem letzten Beispiel läßt sich gut zeigen, was die Grenzen der französischen Dezentralisation sind und worin sie sich von der deutschen unterscheidet. In einer süddeutschen Stadt wie Heidelberg ist es durchaus nicht ungewöhnlich, daß in einem großen, gut geführten Gasthaus keine Berliner Zeitung gehalten wird, während Frankfurter, Münchener, Stuttgarter Blätter ausliegen. Entsprechendes ist in Frankreich nicht denkbar. In dem verlassensten Nest wird man einige der großen Pariser Zeitungen finden. Jeder Provinzler liest sein Lokalblatt, aber daneben ebenso regelmäßig das seiner politischen und weltanschaulichen Richtung entsprechende hauptstädtische Organ. Er will wissen, was in Paris vorgeht. Selbst wenn er nur selten oder nie dorthin kommt, will er das Pariser Leben verfolgen und aus der Ferne mitleben. Was in Paris interessiert, ist Gesprächsgegenstand im « Café du Commerce » von Landerneau-les-Vaches. Der Ehrgeiz der Provinz wird immer der sein, Paris nachzuhahmen. Sie will Waren, Moden, öffentliche Anlagen « à l'instar de Paris » besitzen, wie der mit einem Beiklang von spießbürgerlicher Halbbildung und philiströser Komik behaftete Ausdruck lautet.

Trotz des regionalistischen Erwachens gibt es eine seit Jahrhunderten

festgelegte, stabil gewordene Relation von Hauptstadt und Provinz, die sich nicht ändern kann und wird. Man wird vielleicht verhindern können, daß Paris der Provinz alle Energien aussaugt, aber nicht, daß es ihre besten Kräfte an sich zieht. Der Tempounterschied zwischen dem rasenden Wirbel von Paris und dem stillen Dasein der Provinz ist noch heute derselbe wie vor hundert Jahren. In einer knappen Autostunde gelangt man von der Place de l'Opéra in die uralte Stadt Senlis, die von einer Kathedrale des 12. Jahrhunderts beschützt wird und die Mauerreste eines Königsschlosses bewahrt, in dem schon die Merowinger Hof hielten und das seinerseits auf römischen Fundamenten ruht. Die gewundenen Gassen, die verschwiegenen Häuser, die Fülle mittelalterlicher Kirchen – alles schafft eine Atmosphäre, in der man die Provinzstädte Balzacs wiedererkennt. Wenn die sonntäglichen Besucher entschwunden sind, wird diese Stadt dem langsamem Pendelschlag ihres alten, unveränderlichen Lebensrhythmus zurückgegeben sein. Aber so ist es überall in der französischen Provinz, mit der einzigen Ausnahme der Industriebezirke. Der Charakter der französischen Existenz ist von diesem Ausgleich zwischen der provinziellen Stabilität und der hauptstädtischen Dynamik bestimmt. Die meisten Pariser haben irgendwo fern in der Provinz ihre Heimat, ihr « pays », vielleicht ein altes Familienhaus, vielleicht auch ein selbstgeschaffenes kleines Asyl. Dort sind ihre Wurzeln. Dorther beziehen sie das Beste ihrer Lebenskraft und ihre Verbindung mit dem Volkstum. Diese kleine altersgraue Stadt, deren spitze Dächer sich um eine verwitterte Kathedrale ducken, hat Proust in dem Combray seines großen Romanwerkes mit einprägsamster Kunst dargestellt.

In der Provinz herrscht noch die Familie, die in Paris längst ihre Bedeutung verloren hat. Dort wird man danach bewertet, ob man einer wohllangesehenen, seit alters ansässigen Sippe angehört. Das Leben verläuft in der Arbeit und der Beobachtung der herkömmlichen Gebräuche. Feierliche Unterbrechungen des Alltags bringen nur die freudigen oder traurigen Familieneignisse. Jeder beobachtet den andern. Die Herrschaft der Sitte ist streng. Selbst in großen Provinzstädten hört das Leben um Mitternacht auf, und in den kleineren schließt das Café schon um 11 Uhr seine Pforten. Wer die Laune hat, sein Leben persönlich zu gestalten, wird mißbilligt. Ein ungehöriger Lebenswandel führt zum sozialen Boykott. In dieser Atmosphäre gedeihen die geheimen Dramen, die das Grab verschließen; die furchtbaren Leidenschaften, die der moderne Großstadteuropäer kaum mehr

kennt; die jahrelang aufgespeicherten Energien des Hasses oder des Ehrgeizes; die verzehrende Sehnsucht einer Jugend, der im fernen Paris alle Erfüllungen zu winken scheinen. Aus dieser Psychologie und Soziologie der Provinz zieht die französische Literatur immer neue Kräfte, und ein Roman wie *Adrienne Mesurat* von Julien Green (1927) schildert uns diese französische Existenzform mit denselben, heute noch zutreffenden Zügen wie *Madame Bovary* oder *Eugénie Grandet*.

Aber diese stille, sich kaum wandelnde französische Provinz bewahrt auch Lebenswerte, nach denen der Großstädter sich immer wieder zurücksehnen wird: sie bewahrt die geschichtliche Tradition. Sie zeigt unverändert das echte, ursprüngliche Antlitz Frankreichs, das in Paris unter dem rasenden Wechsel der Moden, der Krisen, der Menschen und der Ereignisse nur noch so schwer zu erkennen ist. Die Provinz ist verwachsen mit der Erde, mit den Jahreszeiten und den Jahrhunderten. Und sie bewahrt ein köstliches Gut, das dem abgehetzten Nervenmenschen der amerikanisierten Gegenwart immer unentbehrlicher wird: die Einsamkeit. Es gibt eine Einsamkeit der französischen Provinz, die in dem dicht besiedelten Deutschland kaum mehr anzutreffen ist. Selbst in größeren Provinzstädten wird man umfangen von einer Atmosphäre beschaulicher Ruhe und gesättigten Behagens, die einen in eine andere Zeit versetzt. Der Stillstand der Bevölkerungsbewegung hat die Folge, daß die meisten Menschen noch in alten Häusern wohnen. Man sieht wenig entstellende Neubauten. Die alten Kirchen, Stadthäuser, Schlösser genügen dem modernen Bedürfnis. Man kann Bauernhöfe sehen, die sich seit dem 17. Jahrhundert oder seit dem ausgehenden Mittelalter kaum verändert haben. Oft wird man auch in Gegenden kommen, in denen das Leben zurückgegangen ist und wie erstorben scheint. Da kann die Einsamkeit traurig oder unheimlich werden. Es ist, als würde die Zeit zurückgesogen in die Vergangenheit. Frankreich erscheint dann als das uralte, reife, geheimnisvolle Land, das es ist; das Land, dem vieltausendjährige Geschicke und Gewalten ein endgültiges Gesicht gegeben haben. Die Menhirs der Bretagne, die Höhlenwohnungen des unteren Seine- und des Loiretals, die vorgeschichtlichen Grotten des Périgord verstärken diesen Eindruck durch den Schauer unvordenklicher Vergangenheitsfernen.

Das Périgord ist eins der ältesten Kulturzentren der Erde. Mit dem Renntierjäger der älteren Steinzeit, der die Höhle von Cro-Magnon mit Fresken schmückte, hält die Kunst ihren Einzug in die Entwicklung der Menschheit. Schon in diesen vorgeschichtlichen Zeiten wohnen ver-

schiedene Rassen auf Frankreichs Boden und vermischen sich. Eine unabsehbare Reihe von Völkern ist sich seitdem auf diesem Boden gefolgt: Ligurer, Iberer, Kelten, Römer, Germanen – aber auch kleinasiatische Griechen, Sarazenen, Normannen haben bei der Bildung des französischen Volkstypus mitgewirkt. Die Einheit des französischen Volkstums ist nicht die der Rasse, sondern die der Nation. Man weiß, wie umstritten und unsicher die Rassenkunde heute noch ist. Aber auch wenn sie einmal zu einem festen Bestand haltbarer Ergebnisse kommen und alle Voreingenommenheiten politischer und ethnischer Art überwinden sollte, würde sie in Frankreich die Geister nicht so beschäftigen wie bei uns. Wohl hat es auch dort Historiker gegeben, die mit dem Rassenbegriff arbeiteten. In der Romantik versuchte man die politische Geschichte Frankreichs und Englands, und besonders die Revolution von 1789 aus dem Machtkampf zwischen einer Erobererrasse und den Unterworfenen zu verstehen. Aber diese Theorien waren kurzlebig. Es widerstrebt dem französischen Geist, die Geschichte aus einem Determinismus der Natur – sei es der des Klimas, des Bodens oder des Blutes – zu erklären. Gobineaus Rassentheorie blieb unbeachtet. Niemand wird bestreiten, daß sich uns vieles an der französischen Geschichte erhellen würde, wenn wir die Wirkung des Blutfaktors sicher zu bestimmen vermöchten. Aber eben diese Sicherheit fehlt vollkommen. Es ist besser, diese Lücke unserer Erkenntnis zuzugeben, als sie durch Wunschbilder und Phantasiekonstruktionen auszufüllen. Es ist unmöglich zu bestimmen, was Frankreich der germanischen Blutmischung verdankt. Ich sage: bestimmen; denn meinen oder ahnen läßt sich darüber viel. Von deutscher wie von französischer Seite ist die Frage oft behandelt worden, aber fast immer mit politischer Voreingenommenheit. Es kommt hinzu, daß der germanische Einstrom sehr verschiedenartig gewesen ist, man denke nur an den Unterschied zwischen Franken und Normannen. Es ist kein Zweifel, daß der normändische Einfluß sehr viel stärker gewesen ist als der fränkische. Die Franken sind auf gallischem Boden sehr schnell romanisiert worden. Die Normannen dagegen haben lange Zeit ein staatliches und rechtliches Sonderdasein geführt. Ihr Wirkungstrieb hat sie nach Italien und nach England gezogen, er hat auch dem ersten Kreuzzug einen seiner stärksten Impulse gegeben. In der Normandie ist, der jüngsten Forschung zufolge, im 11. Jahrhundert der Keim zur gotischen Baukunst gelegt worden. Ihre reife Durchführung und Vollendung erhielt sie aber in der Ile de France.

Die Rassenfrage spielt aber auch aus einem rein psychologischen

Gründe in Frankreich eine sehr unbedeutende Rolle. Der Franzose hat kein Rassenbewußtsein und keinen Rasseninstinkt. Er versteht zum Beispiel nicht die rein blutsmäßige Abwehrreaktion des Deutschen und des Angelsachsen gegen die farbigen Rassen. Dieses psychologische Unverständnis geht selbst sicher wieder auf Dinge physiologischer Natur zurück, deren Dunkel sich kaum wird erhellen lassen. Aber wie dem auch sei: das Fehlen dieses Sensoriums für Blutsunterschiede ist ein Zug des französischen Bewußtseins, der dem fremden Beobachter auffällt, und den man berücksichtigen muß, um die französische Nationalideologie zu verstehen. Ein linksstehender Publizist, Jean Finot, hat vor einigen Jahrzehnten ein Buch über *Das Rassenvorurteil* geschrieben, um die Rassenlehren an ihren Widersprüchen ad absurdum zu führen, weil sie für den humanitären, rationalistischen Zivilisationsbegriff ein Ärgernis sind: das Aufklärungsideal der Vernunft und Menschheit verträgt die Vorstellung von einer Verschiedenwertigkeit der Rassen nicht. Aber nicht minder bemerkenswert ist die Tatsache, daß auch die Historiker und Ideologen der Rechten, Konservative und Royalisten, vom Rassenbegriff nichts wissen wollen. Die Rasse erscheint ihnen als Minderwertiges im Vergleich zur Nation. Sie sehen die vielfältige Blutmischung, die Rassenkreuzung als einen Vorzug Frankreichs an. Frankreichs Ruhm erblicken sie darin, daß es die verschiedensten Rassen zu verschmelzen und sie mit einem gemeinsamen Glauben und einem einheitlichen, nationalen Willen zu erfüllen wußte. Diesen Vorzug Frankreichs muß man auch in Rechnung stellen, wenn man die Folgen seines Bevölkerungsrückgangs richtig bewerten will. Die Verminderung des französischen Anteils an der Weltbevölkerung geht aus folgenden Zahlen hervor. Um 1770 betrug das Verhältnis der Franzosen zu der übrigen Bevölkerung der zivilisierten Welt 1:4, um 1850 1:10, um 1914 1:25, und nach der Ansicht der neuesten Forschung dürfte es sich heute auf 1:50 stellen. Die Zahl der Geburtenüberschüsse ist seit dem Kriege stetig gefallen: sie betrug 1924 72 216 Köpfe, 1925 nur noch 60 064. Während 1923 erst 38 Departements ein Überwiegen der Todesfälle über die Geburten zeigten, sind es heute 46, also mehr als die Hälfte. Nur die Industriegebiete im Norden und Nordosten und einige wenige fruchtbare agrarische Landschaften zeigen noch starke Geburtenüberschüsse. Aber die reichen Flüßäler der Garonne, Rhône, Loire und Seine beginnen zu veröden. Die Gründe des Bevölkerungsrückgangs sind natürlich sehr verwickelter Art, aber der wichtigste Faktor dürfte wohl in der Rationalisierung des französischen Bewußtseins liegen,

womit nicht nur die Scheu vor dem Risiko, sondern auch die Tatsache gemeint ist, daß Liebe, Ehe und Kindererzeugung seelisch von einander gelöst, dissoziiert sind. Man hat die « dénatalité » durch die verschiedensten sozialpolitischen Maßnahmen einzudämmen gesucht. Ein Erfolg wurde damit nicht erzielt. Vielleicht ist auch die Zeitstrecke noch zu kurz, in der diese Maßregeln wirken konnten. Die sozialen Folgen des Rückgangs zeigen sich in der Entwertung des Bodens, in der Verödung des Landes, endlich im Mangel an Industriearbeitern, die nur durch starke Heranziehung fremder Einwanderer ausgeglichen werden kann. Wie stark diese Einwanderungsbewegung wächst, kann man daraus sehen, daß auf 10 000 der Bevölkerung 1851 106 Fremde entfielen, 1872 209, 1901 267 und 1921 396. Diese Einwanderer gehen nicht nur in die Industrie, sie sickern auch in die entleerten Räume der ländlichen Provinzen ein. Die amtliche Statistik gab die Fremdenzahl 1925 auf 1 639 600 an, aber Kenner erklären diese Zahl für eine Täuschung und beziffern sie auf mindestens sechs Millionen.¹⁾ Es vollziehen sich also tiefgehende Wandlungen in der Substanz des französischen Volkstums. Wie sich auf die Dauer die Wirkung dieser « Umvolkung » gestalten wird, läßt sich noch nicht voraussagen. Aber diejenigen irren sich ganz sicher, die davon eine Schwächung oder gar einen Zusammenbruch des französischen Staates und eine Verminderung der kulturellen Ausstrahlungsenergie Frankreichs erwarten. Frankreich hat in allen Jahrhunderten Mengen von Fremdstämmigen angezogen und sie assimiliert. Diese Assimulationskraft des französischen Bodens und der französischen Zivilisation ist auch heute noch ungebrochen. Frankreich formt seine Bewohner nach seinem Bilde, und diese tragen das Dasein und die Eigenart Frankreichs weiter in die Zeiten.

Frankreich erscheint dem Franzosen als ein Kunstwerk, das Menschenhand und Menschengeist in bewußter ununterbrochener Arbeit aus dem Stoff der Natur geformt haben. Wie der französische Boden langsam die Züge einer « geographischen Persönlichkeit » angenommen hat, so begreift sich Frankreich auch in seinem geschichtlichen Werden als Person. Michelet hat das berühmte Wort gesagt: « L'Angleterre est un empire; l'Allemagne un pays, une race; la France est une personne. La personnalité, l'unité, c'est par là que l'être se place haut dans l'échelle des êtres. » Aber auch dieser Personalismus des französischen National- und Kulturbewußtseins nährt sich aus der Erde Frankreichs und aus der pflanzenden, bauenden Arbeit der Geschlechterfolgen.

¹⁾ E. Gascoin, *Revue universelle*, 1. Mai 1924.